

Rengeweihhacken aus Mitteldeutschland.

Von Dr. Nils Nilsson, Hochschuldozent u. Museumsintendant in Göteborg.

Um die Wende der älteren zu der mittleren Steinzeit tritt in Süd-Scandinavien und Nord-Deutschland ein Gerät auf, dessen Stellung zu den spät-altsteinzeitlichen bzw. früh-jungsteinzeitlichen Feuersteinkulturen noch ungeklärt ist. Es ist die Stielhacke aus Rengeweih. Sämtliche bisher bekannten Stücke sind Einzelfunde¹⁾. In keinem Falle ist die Hacke unter solchen Umständen gefunden, daß man auf Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen der mit ihr geologisch gleichalterlichen Feuersteinkulturen schließen kann. Am nächsten käme wohl die Ahrensburg-Swidérien-Kultur in Betracht, aber man hat sie nie auf den Siedlungen dieser Kultur angetroffen²⁾.

Soweit die bisherigen Beobachtungen ein Urteil erlauben³⁾, gehört die Rengeweihhacke in die frühe Ancycluszeit des Nordens. Unwahrscheinlich ist aber nicht, daß ein oder ein anderes Stück etwas älter ist. Jedenfalls dürfte man sagen können, daß sie der ausgehenden Rentierzeit angehört, und daß ihre Träger mit dem Ren zusammen dem zurück-

¹⁾ Zusammenstellungen der nordeuropäischen Rengeweihhacken sind gemacht worden von G. Schwantes in: „Das Beil als Scheide zwischen Paläolithikum und Mesolithikum“, S. 17 (Archiv f. Anthropologie 1925) und von G. Ekholm in: „Det brakycefala elementet i Nordens stenåldersbefolkning“ (Amer 1924, 45 u. f.). Siehe auch die Artikel: „Lyngbykultur“ und „Nordischer Kreis“ von Ekholm in Eberts Reallexicon der Vorgeschichte.

²⁾ G. Schwantes (a. a. O. S. 28 und „Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum“, S. 194. Mitteilungen aus dem Mus. f. Völkerk. in Hamburg 1928) und, vor ihm, P. Öyen haben die Rengeweihhacke zusammen mit einer Stielspitze aus Feuerstein, die in derselben geologischen Schicht wie das Stück aus Lyngby in Dänemark gefunden wurde, zu einer Gruppe — der „Lyngbykultur“ — zusammengeführt. Die Fundumstände sprechen allerdings für Gleichalterlichkeit, wenn auch in weiten Grenzen, berechtigen aber kaum dazu, eine kulturelle Zusammengehörigkeit zwischen den beiden Geräten zu behaupten. Da seitdem die Stielspitze als Leittypus der Ahrensburg-Swidérien erkannt worden ist, scheint es eher richtig zu sein, der Hacke vorläufig eine selbständige Stellung zu lassen.

³⁾ Einige Stücke sind alte Funde, die jahrzehntelang in den vorgeschichtlichen und zoologischen Sammlungen unbeachtet gelegen haben und erst in den letzten Jahren aus den alten Beständen wieder „ausgegraben“ worden sind.

weichenden Eise gefolgt sind. In kultureller Beziehung dürfte diese Zeitansetzung mit dem späten Magdalénien gleichzusetzen sein¹⁾.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich von dem südlichen Schweden über die dänischen Inseln, Schleswig-Holstein, Hannover und Brandenburg bis nach Schlesien und Polen²⁾.

Das bisherige Verbreitungsgebiet kann jetzt durch zwei neue Funde erweitert werden, deren Fundorte beide im Saalegebiet liegen, der eine bei Lengefeld südlich von Naumburg, der andere bei Königsau in der Nähe von Aschersleben.

Lengefeld, Kreis Naumburg.

Im Jahre 1925 wurde von Arbeitern der Zementfabrik in Lengefeld unweit Bad Kösen dem Lehrer Grauert in Taugwitz die auf Abb. I wiedergegebene Geweihstange nebst Resten eines Pferdeschädels und einigen kleineren Feuersteinstücken³⁾ übergeben. Die Gegenstände sollten in der Lehmgrube der Fabrik — angeblich zusammen oder wenigstens in ihrer nächsten Nähe — gefunden sein. Leider wurden die Fundumstände nicht gleich an Ort und Stelle eingeholt. Erst im folgenden Jahre, am 15. September 1926, wurde die Fundstelle zusammen mit den Lehrern Grauert und Hülgenhof und unter Führung des Direktors der Zementfabrik, Herrn P. Karsten, von mir besucht.

Die Lehmgrube, in welcher das Stück gefunden worden war, liegt in einem, in den dort anstehenden Muschelkalk eingetieften, durch Löss und Lösslehm ausgefüllten Erosionstälchen. Bei unserem Besuch zeigte sich eine etwas über 10 m hohe Lehmwand, in welcher mehrere, durch verschiedene Farbtönungen hervortretende Schichten sich unterscheiden ließen. Nachdem die genaue Lage der Fundgegenstände in der Schichtenfolge nach Angabe des auch anwesenden Finders festgestellt worden war, wurde das Profil eingemessen und Proben der verschiedenen Schichten genommen. Herr Professor Wüst in Kiel, der während seiner Tätigkeit an der hallischen Universität sich besonders dem Erforschen des Diluviums Thüringens und des Saaletales gewidmet hatte und der sich auch für den

¹⁾ Fr. Wiegand: Diluviale Vorzeit des Menschen, I, S. 88. Stuttgart 1928.

²⁾ Eine von G. Ekholm zusammengestellte Karte über die Verbreitung der nordeuropäischen Kengeweihhaken ist an verschiedenen Stellen veröffentlicht, so in *Amor* 1924, S. 46; 1925, S. 419 und in der Wiener *Prähist. Zeitschr.* 1925, S. 13, weiter bei dem Artikel „Lyngby-Kultur“ in *Eberts Reallexicon der Vorgeschichte*.

³⁾ Die Feuersteine sind natürliche Stücke und sagen nichts über menschliche Betätigung aus.

Sund von Lengefeld lebhaft interessierte, hatte die geologische Beurteilung der Sundstelle in Aussicht gestellt, fand aber wegen Erkrankung in den nächsten Jahren dazu keine Gelegenheit. Die Untersuchung wurde deshalb aufgeschoben bis April 1929, da der erste Assistent des geologischen Instituts in Halle, Dr. Köpke, sich bereitwilligst der Sache annahm. Nach einem Besuch, den wir zusammen in Lengefeld machten, hatte Dr. Köpke die Freundlichkeit, der Landesanstalt folgendes Gutachten zur Verfügung zu stellen:

„Das in der Lehmgrube der Ziegelei zwischen Kösen und Lengefeld aufgeschlossene Profil im Löß zeigt folgenden Aufbau:

Gehängelöß	{	0.40—0.60 m Ackerfrume.
		0.75 m kalkfreier Löß, ohne Schichtung, mit Lößkindeln.
		4.00 m kalkhaltiger Löß und Geschieben.
		3.20 m gebänderter kalkhaltiger Löß mit sandigen Schmitzen, die dem Glazial entstammen.
Auelehm	{	0.70 m kalkarmer bis kalkfreier, tonstreifiger, schwach geschichteter Löß mit Quarz- und Kalkgeschieben.
		2.00 m kalkhaltiger Löß mit schwacher Schichtung.
		2—3 m Kies (postglaziale Terrasse).
		Roter Lehm.

Die 2—3 m Kies sind, nach Aussagen des Ziegelmeisters, unter der Grubensohle erbohrt, unter der Riesschicht soll dann roter Lehm angetroffen sein. Im unteren Teil des Profils treten einzelne, stärker oder schwächer verlehnte Partien hervor, wie überhaupt dieser Teil durch seine Verlehmung gegen den oberen Teil des Profils absticht, der sandiger erscheint und daher beim Abbau über den unteren Teil verstürzt wird, um so eine Vermischung beider herbeizuführen. Der ganze Habitus des unteren Lößes macht den Eindruck, als wenn er im Wasser als Auelehm abgelagert ist. Dahin deuten vor allem die tonigen Einlagerungen und Riesschmigen, sowie die auffallende Kalkarmut und die Schichtung. Wir müssen annehmen, daß die Saale diese Lößmassen des unteren Profilteiles einst als Auelehm abgelagert hat, indem sie hier einen Bogen, der nach Westen vorgewölbt war, bildete und hart an den hier steilen Muschelkalkrand herantrat. Diese Steilheit ist dadurch zu erklären, daß in nordöstlich-südwestlicher Richtung nördlich und südlich der Lehmgrube Verwerfungen durchstreichen, die zum Abbruch des unterlagernden Unteren Muschelkalkes zum Saaletal geführt haben und so eine steilere Böschung schufen, als sie die Erosion geschaffen hätte. Eine dieser Verwerfungen ist in dem heutigen Kalksteinbruch dicht nördlich der Lehmgrube aufgeschlossen und streicht hier in der angegebenen Richtung. Weitere Störungen der gleichen Streichrichtung zeigen sich in den Kalksteinbrüchen jenseits der Saale gegenüber Lengefeld. Diese Störungen haben zu stärkerer Rutschung des ursprünglichen Gehängelößes geführt und dadurch dem ehemals stärker nach Westen ausbiegenden Saaalelauf an dieser Stelle ständig Material zur Ablagerung als Auelehm zugeführt. Es hatte sich gewissermaßen eine Senke gebildet, in der bei stärkerer Durchfeuchtung Solifluktion zum Saaletal stattfand, ein Vorgang, der an dieser Stelle heute noch bei starken

Regengüssen beobachtet wird, und zur ständigen Aufhöhung der Saaleaue jetzt noch führt.

Der obere Teil des Profils weist in der Hauptsache unverlehnten Löß auf, der an der Oberkante die im Schwarzerdegebiet typische Humifizierung aufweist; diese erreicht in tiefer gelegenen Geländeteilen infolge der akkumulativ wirkenden Hangabspülung bis 60 cm Mächtigkeit. Auch dieser als eigentlicher Löß anzusprechende Profiltail ist durch die schon im unteren beobachtete akkumulative Hangabspülung zu bedeutender Mächtigkeit angewachsen. Wie wir oben bemerkten, führt diese Abspülung noch heute zur Aufhöhung der Saaleaue.

Nach den Berichten des Ziegelmeisters müssen wir das Fundniveau der Geweihstange in den unteren Teil dieses eigentlichen Lößes setzen, also etwa an die Oberfläche der alten Flußaue mit dem aus Löß aufbereiteten Auelehm. Diese alte Flußaue kann schon eine schwache Decke von dem Löß des oberen Profiltails durch Hangabspülung getragen haben, als die Geweihstange zur Einbettung kam, ja sie kann sogar eine Strecke weit bei der Abspülung hangabwärts transportiert sein.

Für die Altersbestimmung der Fundstelle ist die Kesselschicht von Bedeutung, die unter der Sohle der Lehmgrube erbahrt ist. Ihre Höhenlage entspricht der postglacialen Saaleterrasse, die etwa in 113 m Höhe über NN. liegt. In ihr wurden Reste von *Cervus euryceros*, *Bos primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Equus*, *Elephas* und *Cervus tarandus*, alles Reste verschiedener Zeiten, gefunden. Die Kesselschicht unter der Sohle der Lehmgrube ist offenbar ein Rest dieser Terrasse, deren Alter als postglacial anzusehen ist. Der darüber liegende Auelehm des unteren Profiltails ist demnach jünger als die Terrasse. Der eigentliche Löß, also der obere Teil des Profils, ist aber nicht viel jünger als der Auelehm, sondern beide sind nur durch den Umstand unterschieden, daß jener als Gehängelöß aufgeschüttet wurde, als der Fluß seinen Lauf von dieser Stelle abgewandt hatte. Die Geweihstange ist demnach postglacialen Alters und zwar an die Wende der Lößzeit zum humideren Klima, oder bereits in den Beginn des letzteren zu setzen, da bereits Hangabspülungen und damit Transport von Lößmaterial in die damalige Flußaue stattfand.

Halle/S., d. 23. 4. 1929.

Dr. Köpfe."

Die in der Lehmgrube bei Lengsfeld gefundene Geweihstange (Abb. 1) stammt von einem außergewöhnlich großen und starken Geweih her. Die Oberfläche ist teilweise stark versintert. Das Griffende ist gewaltsam abgebrochen, ebenso die Augensprosse. Die Kesselsprosse ist bis zu einer Länge von 18,5 cm erhalten, die Spitze oder der „Schneideteil“ schräg abgeschnitten¹⁾. Leider ist die Schnittfläche mit Sinter verdeckt, weshalb Schnitt- oder Schleifspuren nicht ganz sicher zu ermitteln sind. Dagegen dürften der auf der anderen Seite (Abb. 3) deutlich sichtbare, 17 mm lange

¹⁾ Bei der Hacke — oder dem Beil — von Langensfelde b. Altona ist die Schneide auf dieselbe Weise hergestellt; die Bearbeitung ist aber bei diesem Stück besser zu erkennen. Siehe die Abbildung bei Schwantes: a. a. O. Tafel I (Archiv f. Anthropologie 1925).

Einschnitt, wie auch die schräge Abschneidung der vorderen Ecke als unzweideutige Bearbeitungsspuren anzusprechen sein.

Obgleich die sicher erkennbaren Bearbeitungsspuren gering sind, liegt kaum Grund vor, den Geräthcharakter des Stückes zu bezweifeln.



Abb. 1 und 2. Geweihhacke und Geweihstange von Lengsfeld. $\frac{1}{4}$.

Bevor es in den Löss eingebettet wurde, hat es anscheinend lange Zeit auf der Oberfläche gelegen, der zerstörenden Einwirkung der Witterung ausgesetzt¹⁾.

In der Lehmgrube bei Lengsfeld ist auch ein zweites ähnliches Stück gefunden worden (Abb. 2). An diesem sind aber keine sicheren Bearbeitungs-

¹⁾ Besitzer des Stückes ist Lehrer Grauert in Taugwitz.

spuren erkennbar. Der Bruch am Griffende und die Bruchstelle der Augensprosse müssen aber, wie aus den unebenen Bruchflächen zu erkennen ist, gemacht worden sein, als das Geweih noch frisch war, d. h. vor der Einlagerung in den Löss, während die Spitze der Eissprosse in fossiltem Zustande des Knochens abgebrochen ist¹⁾; auch die übrigen an der Abbildung erkennbaren Bruchstellen sind fossil²⁾. Obgleich das Stück also wegen Mangel an sicheren Bearbeitungsspuren nicht als Gerät angesprochen werden kann, ist es doch auffallend, daß von der Stange so viel erhalten, bzw. entfernt worden — oder verlorengegangen — ist, um eine

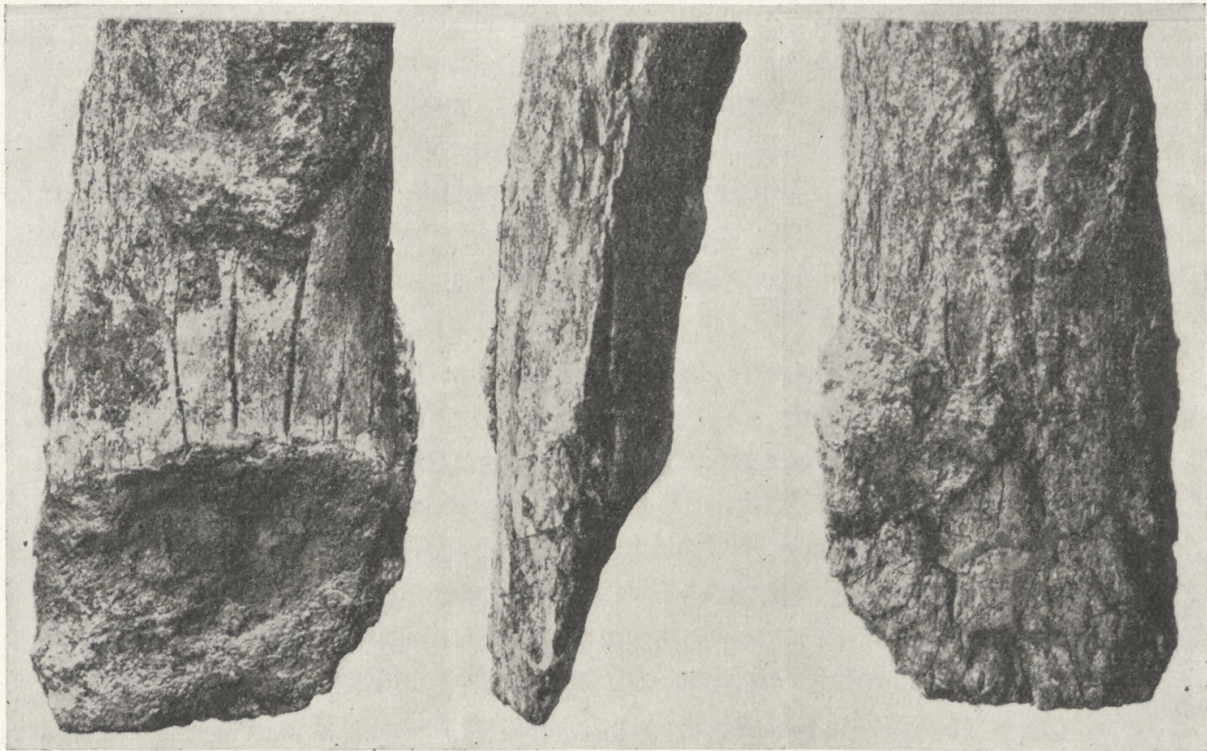


Abb. 3. Schneide der Geweihhacke von Lengfeld.

Rengeweihhacke des üblichen Typus zu schaffen. Man ist deshalb geneigt, in diesem Stück ein unvollendetes oder beabsichtigtes Gerät zu sehen³⁾.

¹⁾ Der Quer-Abschluß der Eissprosse der Stange von Lengfeld gleicht dem des Stückes von Vejleby (Dänemark). Allerdings wird behauptet, daß dieses eine jetzt verlorene Flintschärfe gehabt, was bei dem Lengenfelder Stück nicht der Fall gewesen sein kann, da das Ende nicht ausgehöhlt ist.

²⁾ Das kleine Museum in Bad Rösen besitzt mehrere aus der Lengfelder Lehmgrube stammende Tierknochen, darunter auch verschiedene Rengeweihstücke, die dieselben queren gleichmäßigen Brüche haben.

³⁾ Besitzer: Lehrer M. Sülgenhof in Naumburg, früher in Lisdorf bei Eckartsberga.

Königsau, Kreis Quedlinburg.

Bei einem Besuch in der Braunkohlengrube Georg bei Königsau am 28. September 1927 wurden mir von dem Baggerführer Fr. Luther zwei der Länge nach auseinandergespaltene Kengeweihstücke gebracht, die er beim Baggern angetroffen hatte. Nach der Zusammensetzung ergaben die Stücke ein außergewöhnlich gutes Exemplar einer sog. Lyngbyhacke (Abb. 4). Die Hacke befindet sich in der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle.

Die 34 cm lange Stange zeigt an mehreren Stellen Spuren von langdauerndem Gebrauch, wodurch die Oberfläche stark geglättet worden ist. Am Griffende sind mehrere quergestellte Eintiefungen zu erkennen, die als Schnittspuren oder Spuren einer Umwicklung gedeutet werden können. Die Augensprosse ist abgeschnitten. Die Eissprosse ist an der Spitze schräg abgeschnitten und zugeschliffen, später — wahrscheinlich durch den Bagger — etwas beschädigt. An der Gabelung der Eissprosse von der Hauptstange ist ein schwach erkennbarer Kreis von etwa 2 cm Durchmesser eingeringt (Abb. 5).

Die Fundstelle der Hacke, die mir von Herrn Luther gezeigt wurde, lag unmittelbar an dem jetzt weggebaggerten Feldwege zwischen Schadeleben und Königsau, etwa am Ufer des ehemaligen Sees, der sich von Aschersleben in nordwestlicher Richtung gegen Gatersleben erstreckte. Die jetzigen Ortschaften Gatersleben, Friedrichsau, Schadeleben, Königsau, Wilsleben, Aschersleben, Frose und Nachterstedt lagen ursprünglich am Strande dieses Sees, dessen Entwässerung und Trockenlegung erst im 18. Jahrhundert auf Veranlassung Friedrich des Großen stattfand.

Nach Aussagen des Finders hätte die Hacke etwa 2 m tief gelegen, auf der Grenze der unten anstehenden hellen Sande und einer überlagernden dunklen humifizierten Schicht, hauptsächlich aus defektiler Schwarzerde bestehend. Auf dem Gelände des ehemaligen Sees hatte Herr Bergassessor Kersten bei der Grube Georg folgende Schichtenfolge ermittelt, die er mir freundlichst mitteilte:

Schwarzerde
Torf
Seemergel
gelbe Sande
Kies (mit Muschelfalk).

Die Fundumstände und die geologischen Verhältnisse besagen also nur, daß die Hacke aus der Zeit stammt, da die diluvialen Sande noch die



Abb. 4. Die Geweihacke von Königsau, Kr. Quedlinburg. $\frac{1}{3}$.



Abb. 5. Mittelteil der Geweihacke von Königsau. $\frac{1}{1}$.

alte Oberfläche bildeten und vor der Bildung der Schwarzerde. Die Schwarzerde ist aber nach-jungsteinzeitlichen Alters und zwar wahrscheinlich erst nach der Trockenperiode der Bronzezeit entstanden¹⁾. In der Zwischenzeit haben sich die im Wasser des alten Seebeckens abgesetzten Mergel- und Torfschichten gebildet. Wäre die Hacke in einer dieser Schichten gefunden, wäre eine genaue geologische Zeitbestimmung eher möglich gewesen.

Gibt die Hacke aus Königsau also keinen neuen Beitrag zur Zeitbestimmung der nordeuropäischen Kengeweihhacke, bietet sie jedoch in anderen Beziehungen vieles von Interesse zur Beurteilung dieses Gerätes. Erstens erweitert sie, nach Süden und Westen hin, zusammen mit dem Stück aus Lengsfeld den Verbreitungskreis der mutmaßlichen spät-paläolithischen Kultur, welcher die Hacken zuzuschreiben seien, ohne jedoch aus diesem herauszufallen; die nächstliegenden Fundorte sind die bei Briest und Prigerber See an der Havel. Aber noch wichtiger ist der an der Gabelung eingeritzte Kreis. Eine solche Verzierung (?) ist bei keinem der bis jetzt bekannten einschlägigen nordeuropäischen Stücke beobachtet worden. Dagegen leitet diese Einzelheit den Gedanken hinüber zu den entsprechenden Gegenständen — den sog. Kommandostäben — des süddeutschen und österreichischen — in erster Linie — aber auch zu denen des französischen Magdaléniens. Bei diesen kommt als Regel eine runde Durchlochung an entsprechender Stelle des Gerätes vor. Der eingeritzte Kreis bei dem Stück aus Königsau könnte als die Vorzeichnung eines solchen Loches angesehen werden. Aber wie dem auch sei, der Kreis mag als Vorzeichnung eines Loches oder als Verzierung gedeutet werden, so scheint mir jedoch sein Vorkommen als ein Hinweis auf einen näheren Zusammenhang zwischen den nordeuropäischen Hacken und den süddeutschen bzw. den französischen Kommandostäben als man es bisher hat annehmen wollen²⁾.

Ein grundsätzlicher Unterschied scheint auch darin zu liegen, daß jene praktische Arbeitsgeräte sind, während diese als Ziergegenstände — Zepter, Würdezeichen, Zaubergeräte, oder dergl. — zu deuten sind. Aber wenn

¹⁾ Siehe Paul Grimm: Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Unterharzes und seines Vorlandes auf Grund der Bodenfunde, S. 170 u. f. (Jahresschrift XVIII, 1930).

²⁾ Siehe u. a. G. Schwantes: Das Beil als Scheide zwischen Paläolithikum, S. 15 („wie bereits Soph. Müller und nach ihm Friis-Johannsen erkannten, können die Kengeweihbeile nicht in das Magdalénien eingereiht werden, da sie seiner Formenwelt durchaus fernstehen“).

auch die Hacken und Beile dem westeuropäischen und süddeutschen Magdalénien fremd sind, ist jedoch die bearbeitete Geweihstange ohne nachweisbare praktische Verwendbarkeit in Nordeuropa nicht unbekannt.

Bei dem südschwedischen Stück¹⁾ und dem aus Sähre Rusterbergen²⁾ ist die Eissprosse ziemlich dicht an der Hauptstange abgebrochen. Es ist bei diesen also nicht zu entscheiden, ob sie als Hacken mit langer zugespitzter Sprosse, wie z. B. bei den Stücken aus Langenfelde³⁾ und Königsau³⁾ oder mit besonderer Flintschärfe, wie es für die dänischen Hacken aus Lyngby⁴⁾ und Vejleby⁵⁾ angenommen worden ist, gedacht gewesen, oder ob man nicht von vornherein ein vollständiges Entfernen der Eissprosse beabsichtigt hat. Es ist ja auch möglich, was von Schwantes für das Stück von Sähre Rusterbergen hervorgehoben wird⁶⁾, daß man eine kurze Schneide wie an der Hacke von Briest⁷⁾ hat erzeugen wollen.

Die Bezeichnung „Beil“ für dieses und ähnliche Stücke mit breiter Schneide ist aber m. E. irreführend, wenn man darunter ein praktisches Arbeitsgerät versteht und nicht nur die äußerliche Ähnlichkeit, die übrigens bei dem Briester Stück ziemlich gering ist, absieht⁸⁾. Das Material ist in Verhältnis zu Holz — und die Bezeichnung Beil leitet unwillkürlich den Gedanken auf Holzbearbeitung — zu weich, um eine diesbezügliche praktische Verwendbarkeit zu haben. Dagegen dürfte die Mehrzahl der hier besprochenen Geräte als Hacken bei Auflockerung der Erde beim Suchen nach Würmern, Schnecken, Wurzeln u. dgl. sehr gut brauchbar gewesen sein. Das Briester Stück ist aber auch als Hacke ungeeignet. Den wahrscheinlichsten Gebrauch, den man von diesem und ähnlichen Stücken ge-

¹⁾ Abbildung bei Sture Bolin: Skånelands historia, I, S. 20, Lund 1930.

²⁾ Abgeb. bei Schwantes: a. a. O. Tafel I.

³⁾ Abb. hier Abb. 4 u. 5.

⁴⁾ Abb. bei Sophus Müller in Aarbøger f. nordisk Oldkyndighed 1896, S. 305, und bei Rossinna: Die Indogermanen, I, S. 13, Mannusbibliothek 26, 1921.

⁵⁾ Abb. bei Ekholm in Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, S. 5.

⁶⁾ A. a. O. S. 20.

⁷⁾ Abbildungen in Prähist. Zeitschr. 1910, S. 43 (A. W. Brögger), in Mannus, 8, 1917, Tafel V (R. Stimming) und bei Rossinna: a. a. O., S. 11.

⁸⁾ Die breite Schneide bei dem Stücke von Briest scheint mir eher zufällig als absichtlich. Man hat die Eissprosse entfernen wollen und statt sie gewaltsam abzubreaken, was meistens geschah, hat man sie abgeschnitten. Es dürfte kaum ein Zufall sein, daß fast genau so viel zurückgeblieben ist wie bei den „Kommandostäben“ aus der Maszyckhöhle und der Gudenushöhle (vgl. die folgenden Anmerkungen).

habt haben können, dürfte deshalb der als Waffe — Streitkeule — gewesen sein. Für die Streitkeule ist aber die Schneide von untergeordneter Bedeutung. Wenn man aber das Briester Stück nicht als Arbeitsgerät sondern als Streitkeule anspricht, dürfte in die Gruppe der nordeuropäischen Kengeweihhacken auch das Stück aus der Maszyckahöhle in Polen¹⁾ eingereiht werden können. Dieses Stück ist aber nicht wie die übrigen Kengeweihhacken Nordeuropas ein Einzelfund, sondern gehört zu einem ausgesprochenen Magdalénieninventar. Damit dürfte die gesuchte Verbindung mit dem Magdalénien gefunden sein.

Die Mehrzahl der Kommandostäbe des österreichischen und süddeutschen Magdaléniens sind durchlocht²⁾, es gibt aber auch solche ohne Durchlochung, z. B. ein verziertes Stück von Thaingen³⁾. Das Vorhandensein des Loches spricht allerdings gegen eine für die Stücke von Briest und aus der Maszyckahöhle angenommene Verwendung als Streitkeule, da das Loch eine Schwächung der Geweihstange bedeutet. Sie dürften deshalb wie die französischen Stücke nur als Ziergeräte aufzufassen sein. Wenn aber die durchlochte Kengeweihstange nicht als Streitkeule verwendet werden kann, eignet sich jedoch umgekehrt die undurchlochte Streitkeule der nordeuropäischen Gruppe sehr wohl als Ziergerät im Sinne des Kommandostabs⁴⁾. Und wenn der an der Hacke von Königsau ein-

¹⁾ L. Koźłowski: Starsza epoka kamienna w Polsce (paleolit), S. 36 und Tafel XV, 20 (Poznanskie towarzystwo przyjaciół nauk, I. Posen 1922). Abb. auch bei M. Much: Prähistorischer Atlas, Tafel 4, 20. — La Baume hat schon früher (Elbinger Jahrbuch, 4, 1924, S. 14) dieses Stück als Hinweis auf das Vorkommen der Kengeweihhacke im Magdalénien herangezogen, während Ekholm (Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, S. 16) es als abgebrochenen Kommandostab anspricht und aus diesem Grunde die Behauptung La Baumes ablehnt. Nach den obigen Ausführungen dürfte die Bezeichnung ziemlich gleichgültig sein. Als Verbindungsglied, sei es ein zeitliches oder nur kulturelles, zwischen den nordeuropäischen Kengeweihhacken und den Kommandostäben des Magdaléniens ist es jedoch nicht abzuweisen.

²⁾ Vgl. die Abbildungen der Stücke aus der Gudenushöhle bei H. Obermaier und H. Breuil: Die Gudenushöhle in Niederösterreich, Tafel III, (Mitteilungen der anthrop. Gesellsch. Wien 1908) und H. Obermaier: Der Mensch der Vorzeit, Tafel 22, von Schussenquelle und R. R. Schmidt: Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Tafel XXIV, I, von Petersfels bei E. Peters: Die vorsteinzeitliche Kulturstätte Petersfels, Tafel XV und XVI (Mugsburg 1930) und von Munzingen bei A. Padtberg: Das altsteinzeitliche Lößlager bei Munzingen, Tafel II, 8. (Mugsburg 1925.)

³⁾ R. R. Schmidt: a. a. O. Tafel XXXI, 2.

⁴⁾ Das Würdezeichen und der Szepter dürften ursprünglich immer Waffen gewesen sein, z. B. die Doppelaxt, der Torshammer, der Degen usw.

geritzte Kreis als Vorzeichnung eines Loches zu deuten ist, so fällt auch für dieses Stück die Verwendbarkeit als Arbeitsgerät und als Waffe weg. Wenn der Kreis aber eine Verzierung darstellt, dürfte die Hacke trotzdem nicht als Arbeitsgerät, sondern in Übereinstimmung mit den Stücken von Briest und aus der Maszyckahöhle, als Waffe anzusprechen sein.

Das Ergebnis dieser Erörterung ist also, daß der auf S. 52 hervorgehobene grundsätzliche Unterschied zwischen den nordeuropäischen Kengeweihhacken und den österreichisch-süddeutschen Kommandostäben — und damit auch den französischen — nur scheinbar ist. Einige von jenen würden sich zwar sehr wohl als wirkliche Hacke eignen, aber auch als Waffe, andere dagegen nur als Waffe. Der von anderen Forschern behauptete typologische Unterschied ist zwar nicht zu leugnen, aber doch nicht von der Art, daß ein Zusammenhang zwischen den nordeuropäischen Hacken und den süd- und westeuropäischen Kommandostäben nicht anzunehmen wäre. Inwieweit dieser auch eine — wenigstens teilweise — zeitliche Übereinstimmung bedeutet, ist wohl noch kaum möglich zu entscheiden. Unvereinbar mit unserer Kenntnis der zeitlichen Einordnung des Magdaléniens dürfte er jedoch nicht sein.

Nachtrag.

1. Ein bei früheren Behandlungen der Kengeweihhacken und der Kommandostäbe nicht beachtetes Stück wird von Kossinna (Die Indogermanen I, S. 22, Abb. 28) abgebildet. Es ist eine am distalen Ende abgebrochene, aber — wenn die Größe richtig angegeben ist — noch etwa 40 cm lange Hirschgeweihstange, die, wie die echten Kommandostäbe, am Wurzelende durchlocht ist und, wie es bei diesen auch meistens der Fall ist, an der ganzen Oberfläche Verzierung trägt. Das Stück dürfte, sowohl des Materials als der Verzierung wegen, etwas jünger anzusetzen sein als die Kengeweihhacken. Kossinna stellt dieses Gerät mit den schrägschneidigen Hirschgeweihhacken der Ancycluszeit zusammen. Daß es als solche nicht gedacht ist, zeigt die Länge und die Verzierung; aus dieser geht sogar hervor, daß es ursprünglich noch länger gewesen ist. Das Gerät dürfte nur als Kommandostab anzusprechen sein. Es ist bei Kl. Machnow bei Berlin gefunden.

2. Die Ergebnisse der Grabungen am Ahrensburg-Neinsdorfer Tunneltal (Kreis Stormarn) in den Kulturschichten des Magdalénien und der frühen Mittelsteinzeit konnten hier nicht herangezogen werden, da Abbildungen noch nicht vorliegen. In dem vorläufigen Bericht von A. Rüst im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 10, 1934 S. 198, wird

aus der Magdalénien-siedlung die Vorarbeit für einen Kommandostab erwähnt mit einem halbfertigen Loch von 1,5 cm Durchmesser; man vergleiche dazu unser Stück von Königsau mit Kreiseinzeichnung. Nach dem Bericht desselben Verfassers im Nachrichtenblatt II, 1935 S. 228 wurden in der oberen Kulturschicht, Ahrensburger Stufe, eine Anzahl Kenstangen in Form von Lyngbybeilen geborgen.



Mittelsteinzeitliches Fischerleben nach den Funden im Siener Bruch,
Kr. Jerichow II.

Bild in der Landesanstalt für Volksheitskunde ausgeführt von W. Henning.